

Ganz viel Natur

Abenteuerurlaub im Berliner Umland

Wer lange Jahre in der großen Stadt lebt, womöglich gar in ihr aufgewachsen ist, hat zur Natur ein zwiespältiges Verhältnis. Er fürchtet sich vor ihren Unwägbarkeiten, und doch zieht es den Städter immer wieder hinaus ins Grüne. Auch wir haben einen dieser kleinen, schon lange fahruntüchtigen Wohnwagen, die an einem festen Platz abgestellt werden und an verlängerten Wochenenden als Schlafraum dienen, bei Regenwetter als Lesezimmer. In diesem August haben wir uns vorgenommen, vier Wochen zu bleiben; ohne Fernseher und Videorecorder, ohne die Stammkneipe und die Einbaudusche – dafür mit ganz viel Natur.

Ein kleines Grundstück am Wasser, 50 Kilometer entfernt von Berlin in Groß Köris. Die Sonne brennt, und der Schulzensee stinkt. Ich leide unter einer Insektenphobie, ich hasse diese Viecher, und mein Verständnis für den Artenschutz versagt, sobald Tiere mehr als vier Beine haben. Hier im sumpfigen Gelände, den Schilffeldern und Hecken finden die summenden Monster ihr Paradies; ich gewinne einen Eindruck jener Abteilung der Hölle, die mir dereinst blüht.

Dennoch bin ich freiwillig hier, niemand zwingt mich. Was treibt mich, der ich sonst in dunklen Räumen hocke und nur ungern die Wohnung verlasse, welche Kraft drängt mich in dies brutale Areal? Ist es der Wahnsinn, welcher schon Reinhold Messner in die Arktis und Rüdiger Nehberg in die Amazonas-Wälder geführt hat? Die Grenze der persönlichen Belastbarkeit? – Ein Zustand, der mir bis dahin fremd war. Vor dem Schlafengehen muß der Wohnwagen nach Spinnen abgesucht werden. Spinnen, jene Geschöpfe, die die Evolution – andere nennen es Gott – nur dazu ersonnen hat, um der Menschheit zu zeigen, zu welchen Widerwärtigkeiten sie in der Lage ist. An jedem Abend fallen fünf bis sieben der achtbeinigen Personifizierung des Ekels mir zum Opfer, dazu einige Ohrenkneifer. Es gibt viele dieser Insekten, und am nächsten Tag sind wieder eine Unzahl Freiwillige da. In der Nacht wache ich mehrfach auf, weil ich das traumatische Gefühl habe, ein gigantischer Weberknecht stampfe über mein Gesicht, um hier und da ein wenig an der zarten Haut zu nagen. Ich rudere mit den Armen und bemerke erst allmählich die zahllosen Mückenstiche. Lange liege ich dann wach, um mit weiteren hilflosen Handbewegungen die Angriffe neuer Geschwader von brummenden Blutliebhabern abzuwehren. Vergebens.

Am frühen Morgen wird die Unannehmlichkeit der juckenden Stellen nur noch durch den kreischenden Schmerz des Rückens übertroffen, des Rückens, der eine Schlafunterlage mit Taschenfederkern gewohnt ist,

nicht plumpes Schaumgummi. Mühsam muß ich an jedem Tag den aufrechten Gang neu erlernen.

Arbeiten sind zu erledigen. Die große Trauerweide muß beschnitten werden und die Uferbefestigung erneuert. Ich schwanke in zehn Meter Höhe im stürmischen Wind, in der Rechten den Fuchsschwanz, die Linke verkrampft um einen Ast gekrallt. Anderntags stake ich bis zu den Hüften in brackigem Wasser und knüpfe unterhalb der Wasseroberfläche Weidenzweige um zuvor eingeschlagene Pfähle. Jederzeit ist mit einem Bandscheibenvorfall zu rechnen. Um mich herum schwirren hektisch Libellen, zum Teil handtellergroß, unberechenbar und jederzeit in der Lage, in meinem Gesicht zu landen. Gegen Mittag kommen auch die Wespen hervor und schließen sich den apokalyptischen Flugscharen an. Es ist erstaunlich, wie viele unterschiedliche Insekten es gibt. Manche zwicken, die meisten stechen. Die Fische verhalten sich weitestgehend ruhig. Nur ab und an wird ein toter Graskarpfen herangeschwemmt, oder ein sterbender, der mit einer letzten, zuckenden Bewegung mir an die Seite schlägt. Und die ganze Zeit über diese furchtbare Ungewißheit, ob es hier Blutegel gibt!

Kurz vor der Unterkühlung steige ich an Land. Ich sehne mich nach meiner Stammkneipe, nach einem frisch Gezapften nebst angewärmten Osborne Brandy, nach den dummen Sprüchen in der „Schweineecke“, unserem, na ja, Stammtisch. Nicht mehr lange, dann werde ich mich auch nach dem Fernseher sehnen, nach dem Großstadtrevier und Herrn Büser in Streit um Drei, möglicherweise sogar nach Ulrich Wickert. Es hilft nichts, hier besteht die Freizeitgestaltung aus Arbeit oder aus Lesen. In diesen vier Wochen werde ich das Gesamtwerk Dan Shockers bewältigen. Mindestens.

Dann kommt der Abend. Die Surfer, Motorbootfahrer und die Menschen auf den zweistündlich vorbeibrummenden Ausflugschiffen, die mich den Tag über durch ihre Ferngläser beobachtet haben, bleiben fort. Ich beschwere mich nicht über sie. Besonders die Surfer bereiten mir manche Freude, wie sie unablässig ins Wasser purzeln, mühevoll auf's Brett zurückkrabbeln und mit gewaltigem Kraftaufwand das Segel wieder aufrichten, um kurz darauf abermals dramatisch zu stürzen. Man muß einen Blick auch für die kleinen Heiterkeiten des Lebens entwickeln. In der Dämmerung wird er Grill entfacht, und wenn es richtig dunkel geworden ist, werden die Kerzen entzündet, viele Kerzen. Nun kommt meine Zeit. In anderthalb Metern Abstand von mir, der ich mit einem Glas Blauem Portugieser in die Nacht hinaus sehe, stehen die Kerzen und üben ihre Anziehungskraft aus. Mit einem wilden Flackern in den Augen beobachte ich den selbstmörderischen Instinkt der kleinen Viecher. Es zischt, wenn sie in die Flammen fliegen. Immer neue kommen. Sie sind dumm. Die toten Artgenossen schrecken sie nicht. Manchmal bleiben sie, noch lebend, im hinabfließenden Wachs hängen.

Ganz unten zuckt ein großer Schneider. Ein Flügel ist bereits angesengt, doch es wird noch eine Weile dauern, bis die Flammen den Körper erreicht haben. Ich habe Zeit.

Später, die Rotweinflasche ist geleert, blase ich die Kerzen aus. Mit der Taschenlampe begutachte ich die Überreste. Im Wohnwagen töte ich fünf bis sieben Spinnen und einige Ohrenkneifer. Ich lege mich auf das harte Lager. Es erwartet mich eine weitere harte Nacht, doch der nächste Abend wird kommen.